



INSIDE SRF KULTUR

Niggi Ullrich

Dem «Public Value» auf der Spur.

Jahrzehntelang war das Zauberwort «Service public» eine Art Terminus technicus, um Institutionen mit ihren öffentlichen Leistungen (z. B. Schulen, Bahn, Bus, Spitäler, Medien) zu legitimieren. Auch die SRG SSR mit ihrem landesweiten Programmauftrag wurde immer wieder damit etikettiert und definiert. Die wirtschaftsliberalen Entwicklungen mit ihren globalen und technologischen Implikationen der letzten Jahre aber bringen neuerdings einen Begriff zur Daseinsrechtfertigung von Kultur und Medien mit sich, der weniger die Leistung, als vielmehr den Wert des Angebots für die Menschen mit ihren immer individuelleren Ansprüchen in der Gesellschaft betont: «Public Value». Eine weitere Wortklauberei im Dschungel der Legitimationsdebatte? Nicht unbedingt.

«Public Value» bezeichnet den messbaren Nutzen, den eine Organisation für die Gesellschaft erbringt. Entscheidend ist das neue Verständnis von «Wert»-Schöpfung, die erst durch Wertschätzung und gesellschaftliche Akzeptanz entsteht. Damit wird die gesellschaftsstabilisierende oder auch -verändernde Funktion von Organisationen betont. In der Praxis wurde das Public-Value-Konzept besonders von öffentlichen Rundfunkanstalten aufgenommen. Diese sehen sich zunehmend gezwungen, ihre Finanzierung durch öffentliche Gelder mit ihrem Gemeinwohlbeitrag zu legitimieren.

Und was hat das mit der Inbetriebnahme des neuen SRF-Kulturstandorts und -Kompetenzzentrums in Basel zu tun? Viel. Dieser Medienbetrieb wird sich nämlich neu weniger an Quoten und althergebrachten Qualitätskriterien, sondern an der Leistung seines Nutzens und Wertes orientieren müssen. Und das hat zwangsläufig Auswirkungen auf die regionale Kulturszene, die sich trotz des breiten Angebots, aber gleichzeitig knapperer öffentlicher finanzieller Mittel selber mehr um ihren Nutzen und damit ihre Legitimation bemühen muss. Reicht der Nachweis der schieren Tradition nicht mehr? Vermutlich nicht. Die Debatte um die künftige Museumspolitik ist ein Indiz dafür. Und der jüngste Hinweis des Basler Theaterdirektors, dass nur wer viel und oft und über den Rahmen seines Abo-Publikums hinaus spielen kann und will, den öffentlichen Auftrag wirklich erfüllt, erst recht.

Der Autor ist Präsident der SRG Region Basel.

Meret Oppenheim-Haus (MOH), Foto: zVg

Otto im Krieg

Thomas Meyer

Ein Cello aus Müll erwacht zu neuem Klang.

Otto: Das ist hier ein junger Soldat, der euphorisch in den Ersten Weltkrieg zieht und am Ende ernüchtert und verändert zurückkehrt. Otto heisst aber auch das Cello, das in den Schützengräben aus Müll zusammengebastelt und gespielt wird – sogenannte Trench Art, zum Zeitvertrieb während der langweiligen Kampfpausen hergestellt. Tatsächlich gab es damals ganze Ensembles. Berühmt wurde die Geschichte des Cellisten Maurice Maréchal, dem die Kameraden aus Munitionskisten ein solches Instrument bauten. Es erhielt sogar einen Namen: «Le Poilu», «Der Haarige» – was die französischen Soldaten bezeichnete, die sich nicht mehr wuschen und rasierten. Heute ist es im Museum des Pariser Conservatoire zu sehen.

Die Cellistin Céline Papion entdeckte es dort als Kind – und war sofort begeistert: «Auf einem Foto, das mich seit Jahren begleitet, sieht man ein französisches Regiment, das mit selbstgebastelten Instrumenten als Orchester posiert. Die sitzen im Schlamm, man sieht eine Kanone im Hintergrund, aber sie haben ihr Instrument in der Hand und ein stolzes Lächeln auf den Lippen. Genau in diesen Momenten scheinen die Männer keine Soldaten mehr zu sein, sondern Individuen.»

Klangvolles Upcycling.

Als man 2014 des Ersten Weltkriegs gedachte, erinnerte sich Papion daran und begann mit dem «Abfallkünstler» Aldo van den Broeck ein solches Cello zu konstruieren, dreisaitig, aus Karton, weswegen es keinen starken Druck aushält. Erste Kompositionen entstanden. Und daraus entwickelte sich schliesslich zusammen mit der Regisseurin Anna Drescher das Musiktheater «Otto», das kürzlich in Stuttgart Premiere hatte.

Der türkische Geigenbauer Selim San schuf dafür, ebenfalls aus Abfällen, ein weiteres Cello, das nun den Namen Otto trägt. «Das Instrument hat mein Leben bestimmt! Es schlief monatelang in meinem Schlafzimmer und schaute mich morgens beim Aufwachen auffordernd an», erzählt Papion über die Auseinandersetzung mit diesem schwierig zu spielenden Cello. Mehrere KomponistInnen, darunter der Basler Lukas Huber, schrieben neue Stücke dafür; Oliver S. Frick wurde mit der Elektronik betraut, denn es sind auch Kriegsgeräusche zu hören. Und so folgt man gleich drei Celli durch den Abend. Anfangs ist ein «normales» Cello, das naiv in den Kampf zieht, zu hören; Otto hingegen steht für die demolierte Seele des Soldaten – und ist doch auch ein Zeichen seiner Hoffnung, den «Grande Guerre» zu überleben.

Drescher & Papion, «Otto»: Mi 30.1, 20 h, Gare du Nord ▶ S. 35



Céline Papion, Foto: Daniela Wolf